

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 58

Sonnabend, den 6. März.

1920

Eva, wo bist du?

Roman von Fedor von Zobell.

„Schwestern?“ fragte er menschenfreundlich und deutete auf Ell.
„Töchterchen?“ entgegnete Hoenig, „schmerzhaftlich — das sehen Sie doch an der Kehlschleim!“
„Junger Herr Vater“, sagte der Gedächtnis- und salutierte wieder. Dann ging er.
Ell war lächelnd aufgesprungen. Das machte ihr viel Spaß, daß sie die Töchterchen des Herrn Doktors sein sollte. Sie wollte das Fenster schließen, aber dabei war sie ungeschickt und klemmte sich den Mittelfinger der linken Hand. Sie schrie leucht auf und hob das verletzte Fingerglied in den Mund.
„Versteh“, rief Doktor Hoenig, „was ist denn passiert?“
„Eva, was ist denn passiert?“
„Der Vater“, sagte er, „auch unter der Haut zeigte sich ein kleiner Bluterguß. Hoenig öffnete seinen Koffer, nahm eine Wunde heraus und etwas Watte, tröpfelte auf diese aus einem Fläschchen eine Flüssigkeit und legte die Watte auf den verwundeten Finger, den er dann geschickt bandagierte. „So“, sagte er, „das fühlt sich wahr? Und nun werde ich der Ernüchterten das Blut zurechtmachen. Haben Sie kein Plaid, keine Decke, nichts?“
„Nein.“
„Aber ich...“ Er sollte seinen Hadelod zusammen. „Das ist ein hervorragendes Rezept. Strecken Sie sich mal aus...“ Ell tat es. Am nächsten Morgen Hoenig sein Plaid vom Koffer und bedeckte Ell sorgfältig damit zu. „Legen Sie so gut, kleines Fräulein!“ fragte er.
„Achtung!“ erwiderte Ell. „Aber jetzt haben Sie ja nichts zum Zubeden, Herr Doktor?“
„Doch, mein Kind. Mein gutes Gewissen. Außerdem bestreife ich eine stützliche Dosis Innenwärme. Zum Teil unvollständig, zum Teil stützliche...“ Er hob den Blick schmerz über die Lampe an der Decke. Dann hörte Ell ein leises Krachen auf der Bank gegenüber. „Ich lege bereit“, sagte Doktor Hoenig. „Alles famos. Wenn ich schlafen sollte, werden Sie mit meinem Hadelod an den Kopf. Das wirkt immer. Gute Nacht, Fräulein! Ell!“
„Gute Nacht, Herr Doktor.“ Ell mummelte ihren Blick tief in den weichen Flaumstoff des Hadelods ein und zog den Plaid bis an das Kinnchen hinauf. Ihr war sehr wohl zu Mute. Morgen früh war sie bei Tante Maria. Morgen früh begann ein ganz neues Leben für sie.
„Sie blühen noch einmal nach der dunklen Gestalt hinüber, die der andern Bank in der Finsternis des Rouppes phantastische Formen angenommen hatte: ungemessen die eines jungen Bären oder eines Seelwens, der sich auf einer Rippe zur Ruhe gelegt hat. Und Ell lächelte. Wäre sie mit einem anderen alle-in gewesen, sie hätte sich sogar gefürchtet. Aber der Doktor Hoenig war ihr wie ein lieber alter Freund: er hatte so etwas Bräutliches.
„Sie ist doch die Augen.“
Als sie sie wieder öffnete, ging ein graues Licht durch das Roupe. Doktor Hoenig sah ihr gegenüber und nickte ihr zu.
„Gut gefahren, Mo'abb?“ fragte er.
„Ell richtete sich auf. „Oh herrlich!“ antwortete sie. „Wie ein Murmelkäferchen. Sind wir denn bad in Karlsruhe?“
„Vorläufig erst in Hanau. Jetzt möchte ich um Ihre Fingerringe bitten...“ Er öffnete die Fensterläden, wuschelte dann die Bandage vom Finger Ells und betrachtete prüfend die kleine Verwundung. „Tabellos“, sagte er. „Die blaue Farbe ist einer violetten gewöhnlich; morgen wird sie

die ganze Fülle der lebendigen Natur, sein Amt, diese zu bändigen zu einem entblühten Tag, das den Menschen wieder verständlich ist. Sein Wert ist also das eines Bildners, der entweder wandelt oder Neues schafft. Heute ist das Weltgebäude, das unsere Väter geschaffen und in dem sie gelebt und gemirrt haben, im Begriff, zusammenzutreten, in der Kunst und in der Wissenschaft. Geschieht erklärt und bewahrt ein Pflichten, daß die Welt nur das Bestimmungsfeld von täglich wechselnden Schwereebenen ist. Ist das nicht weiterzujagen? Der Dichter partiiert nicht mit der Zeit, sondern brüdt ihr seinen Stempel, seine Persönlichkeit auf, aber er geht an ihr zugrunde. Er ist kein Produkt seiner Welt, wie die übrigen Menschen. Er tritt in die Zeiten absterbender Menschheit und schafft Grundlagen für neue Menschen, neue Welten. Je mehr der Künstler sich der Welt verschließt, desto weniger Wahres und Ureigenes schafft er, mag er handwerksmäßig auch noch so tüchtig sein. In jedem Kunstwerk liegt etwas, das die ganze Welt umfaßt, liegt aber auch etwas, das das ganze innere Leben des Dichters erschüttert hat.

Der Dichter Wert als Mittel für die Aufgabe seines Schöpfers muß sich der Sprache bedienen. Man kennt die Sprache der Sprache, man kennt die Bedingungen, unter denen sie entstanden ist, und unter denen sie sich fortbildet; aber man weiß nicht, warum sie sich wandelt. Die Sprache ist leucht, flüchtig, unfaßbar, und doch ist die es leucht Stoff höchstwertigen Wertes dauerhaftester als Stoff und Farbe, als Stoff und Form. Nicht umsonst heißt es zu Beginn der Johannesoffenbarung: „Im Anfang war das Wort.“ Der erste Schöpfer der Sprache war notwendigweise auch der erste Dichter. Die Sprache ist das formende Element der Menschheit, sie ist Träger der ewigen Werte.

Von dem Standpunkt des Werts für die Aufgabe betrachtet, ist es klar, daß das Werk des Dichters von dem anderer Künstler grundverschieden ist. Es fordert von jedem Forscher vor dem ewig Lebendigen, das in ihm enthalten ist. Im Dichtlichen Werte wird ebenso wie der eine die Gesamtheit, die Masse verändert. Darauf beruht der Kampf, der jetzt entbrannt ist um all' das, was unzerstört ist und auch noch, was als heilig galt, und das die neue Kunst stürzen will. Selbstverständlich führt er eine Revolution nur über Trümmer hinweg; aber das Zerbrechen des Alten, des Schwandigen, das nicht das eine Evangelium unserer Zeit sein. Wichtig ist die Reinigung von beschmutzten Werten.

Die Lust am Werte des Dichters beruht auf dem Erheben des Menschen ins Übermenschliche — Göttliche, dem, was die Griechen eine Mischung von Frucht und Mittel nannten. Das ganz Menschliche und doch mehr als Menschliche ergreift uns. Wir fühlen, daß wir eins sind mit dem Unendlichen, mit der Weltzeit, dem Überzeitlichen. Was ist Revolution und Sozialismus, was Romantik und Sturm und Drang anders als eine durch Dichter gewandelte, veränderte Welt! H.B.

Ohne Zeitung.

Die Wirkung der Anästhetika bei der Anästhesie. Daß die mangelhafte Narkose, die im Kriegesverlauf die Soldaten des Organismus und insbesondere der für die Entgiftung wichtigen inneren Sekretionen herbeiführt hat, ist bekannt. Es ist z. B. an die Tatsache erinnert, daß Fabrikanlagen, die aus tierischen Nebenprodukten (Mehlsäure) bestehen, bemerkbar müssen, wie die Ausbeute an die Substanz mit zunehmender Arbeitsdauer immer geringer wurde, so daß die Produktion sich schließlich als gänzlich unrentabel erwies. Unter dem Einfluß der Anästhetikernahrung hat sich aber, wie Dr. Fern in der „Dtsch. Med. Wochenschrift“ berichtet, auch in zahlreichen Fällen eine abnorm gesteigerte Empfindlichkeit von Personen gegen Anästhetika gezeigt, die von denselben Personen früher in weit höheren Dosen ohne Nachteil vertragen wurden. So zeigen Patienten, die früher viel größere Mengen ohne jede Nachwirkung nehmen konnten, jetzt nach abendlichem Einnehmen von nur einem halben Gramm Anal. Opil oder von einer Pantopon-Tablette (0,02 Gramm) am nächsten Morgen noch starke Benommenheit und

eigenartig verengte Pupillen. Von anderen wurde Adalin früher in Dosen von zwei Tabletten ohne die nächste Narkose Wirkung gebracht; jetzt genügt bereits eine ein- bis zwei Tabletten zur Erzielung der Wirkung, ebenso von Moronal eine halbe Tablette statt früher einer ganzen; in beiden Fällen besteht am nächsten Morgen noch Benommenheit.

Wieder auf den Paniknoten. Da jetzt fast nur mehr Papiergeid in Umlauf ist, dürfte es angebracht sein, daran zu erinnern, daß schon früher einmal zwei spanische Bakteriologen, Acosta und Grande Rosaji, die Idee gehabt haben, die Paniknoten auf ihren Gehalt an Mikroben hin zu untersuchen. In der „Revista medica“ von Madrid haben sie die Ergebnisse ihrer an spanischen auf der Insel Kuban in Verlebe gehaltenen Paniknoten gemachten Forschungen veröffentlichen. Jetzt konnten sie feststellen, daß das Gewicht dieser Paniknoten sich während ihrer langen Umlaufzeit ganz bedeutend vermehrt habe, da allerlei fremde Stoffe an den Papieren haften. Nach Umlauf einer gewissen Zeit konnten sie dann mit Hilfe der bakteriologischen Untersuchung eine beträchtliche Zunahme der Mikroben feststellen; in zwei Fällen betrug die Zahl der auf einer Paniknote lebenden Mikroben mehr als 19 000. Die beiden spanischen Ärzte erwähnen ganz besonders eine Frau'sche bacilläre Bakterien, die alle damit getimpelten Tiere unerschütterlich und sehr rasch tödelt; es ist das die Pasteure der Paniknoten, die ihren Namen „Bacillus septicus aureus“ mit vollem Recht führt. Acosta und Grande Rosaji haben von den ihnen zur Verfügung vorgelegten Noten außerdem noch acht verschiedene Krankheits erzeugende Spezies abgeändert, so den Bacillus der Tuberkulose, den der Diphterie, den Choleraerzeuger usw.

Deutsche Postzustände. Während sich der deutsche Kaufmann und Industrielle ziemlich resigniert in die trübseligen Verhältnisse der Post befand, zeigt die Arbeiterklasse eine viel energiegeladere Haltung. So haben u. a. die Bergarbeiter verlangt, daß auch bei den Post- und anderen Beamten acht Stunden voll gearbeitet werde, und ein Gewerkschaftsblatt, „Der Arbeiter“, hat kürzlich über die Metzelpost, daß sie sich den üblichen Preisen angepasst hätte, aber sonst — man verzeihe den faulen Ausdruck — ganz und gar veräußert zu sein. Besonders die Postzustände werden wegen mangelhafter Besorgung mitgenommen, und es wird der Reichspostverwaltung geraten, mit einem kräftigen Donnerdeitel einzuschreiten, während die von der „Zukunft“ über die republikanischen Postverwaltungen Betroffenen, in jedem Falle die unpünktliche Zustellung beanstanden sollten; erst dann werde es besser werden.

Das deutsche Kalimonopol. Die an Frankreich abgetretenen Kalifelder im Elsaß werden dem deutschen Staat auf dem Weltmarkt vorläufig noch keine Konkurrenz machen. Sie werden vielmehr kaum ausreichen, um für die nächsten Jahre den Inlandsbedarf Frankreichs zu decken. Die recht ernsthaft zu nehmenden Kalifelder in Spanien werden, wie man in sachkundigen Kreisen annimmt, erst in etwa fünf Jahren auf dem Weltmarkt Verwertungen ausführen können. Also mindestens fünf lange Jahre wird das deutsche Kalifeld die marktängstliche aller deutschen Stahlwerke. Deshalb muß man hoffen, daß es den deutschen Kalifeldern geühten wird, den ausländischen Einfluss abzuwehren.

Sac'se's Humer. In der „Jenaer Universitäts-Zeitung“, die dem Andenken Ernst Haedels jüngste eine Sondernummer widmete, wird berichtet: An einen schönen Sommerabend von Burgau heimkehrend, lagten Haedel und sein Begleiter in der elektrischen Straßenbahn der Wärme wegen ihre Hüte abgelegt. Scherend unterhalten sie beide, und während der stierliche Kopf des Begleiters in Haedels gewaltigem Schlopphut verankert, konnte sich das Strohhütchen des andern kaum auf Haedels nachdringlichem Saupste halten. Dabei erinnerte sich Haedel folgenden Vorfalls: Er war von der Universität Lund zum Ehren doktor ernannt und hatte zugestimmt, zur feierlichen Promotion nach dort zu kommen. Auf eine Anfrage nach seiner Nummer für Anfertigung des Doktorscheines hatte er 62 angegeben. Umgehend erfolgte die dröhnliche Rückfrage von Lund, es müsse hier doch ein Irrtum vorliegen, um dessen Beseitigung gebeten würde. Die Angabe war aber zutreffend. (Bismarcks Nummer war 61,5.)



rot sein, übermorgen gelblich; dann vertieft sie sich ganz. Wir brauchen keine Linde mehr. Jetzt haben Sie auch wieder Ihre Augen und wieder rote Backen. Gestern sahen Sie ein Lächeln wie Ly aus. In Frankfurt frühlich an. In Frankfurt am Main war nahe. Doktor Hoening ließ sich und Eli Raiser und Gedächtnis das Raupen reihen und freute sich über den Appetit, den die Kleine entwickelte. Sie lag in ihrer Ecke und machte ein vergnügtes Gesicht. Dann wollte sie mit ihm abreden, was nicht so leicht war. Ihr kleines Gedächtnis nicht aus; aber sie besaß noch ein italienisches Pfand, das ihr der Onkel einmal geschenkt hatte und das Doktor Hoening in Zahlung nehmen wollte. „Das ist es in eine Seite meines Vorworts.“ sagte er, „in die nichts weiter hinein kommt, und habe diese Lira als Andenken und als Glückseligkeit auf u. d. j. e. das Gedächtnis von Zeit zu Zeit an und erinnere mich dann der jeder nur süchtigen Leant hat, mit einer hübschen jungen Dame, die p. d. h. e. blare Augen hatte.“

Jetzt wurde Eli rot. Das war gar zu reizend ge'agt! Und dann ärgerte sie sich wieder, weil noch mehr Leute in das Raupen k'amen. Alle Pläze wurden besetzt: jetzt war es mit der Gemüthlichkeit vorbei.

Aber es dauerte auch nicht mehr lange, da war Karlstraße in Sicht. Doktor Hoening sprang b'urglich aus den Raupen und reichte Eli die Hand. „Suppla,“ sagte er lachend; „nun geben Sie mir Ihren Gedächtnis — ich werde Ihnen die Koffer be'orgen.“

Eli wurde verlegen. „Ich habe gar keinen Koffer,“ antwortete er.

„Sie müssen doch Gepäck haben, liebes Kind!“

„Nein, Herr Doktor — gar keinen.“

„Da kommt es erst nach?“

„Ja, Herr Doktor...“ Und dann hing sie auf einmal ihren Arm in den Hoening und sagte zutraulich: „Wollen Sie mir einen großen Gefallen tun, Herr Doktor?“

„Aber natürlich, wenn — notabene: wenn möglich.“

„Begleiten Sie mich zu Tante Karla.“

„Mit Vergnügen. Nur gelassen Sie mir eine Gegenfrage: was soll ich bei Tante Karla?“

„Nichts weiter. Bloß mitkommen.“

„Sobald. Aber ich habe doch noch eine Einwendung. Sollte die plötzliche Erscheinung eines Wüßhänders bei Tante Karla nicht ein leichtes Verwunden hervorrufen?“

„Das schadet nichts.“

„Wenn Sie meinen... Ist Tante Karla nett?“

„Ach, die ist reizend!“

Doktor Hoening lachte. „Da Sie dies sagen, seh' ich Sie vor mir. Eine würdige Matrone mit zwei eisgrauen Bäckchen vor jedem Ohr und freundlich Augen in dem lieben alten Gesicht, in das die Jahre eine ganze Draperie von Falten geschlagen haben. Nicht wahr — genau so sieht sie aus?“

Eli schmunzelte. „Genau so — aber auch gerade so, Herr Doktor!“

„Meine Vorentscheidung kloppt immer mit der Wirklichkeit zusammen. Also fahren wir zu unserer guten alten Tante Karla. Wo wohnt sie denn?“

„In der Erbsengasse.“

„Gut...“ Er rief einen Gepäckträger an, ließ sich seinen Koffer be'orgen und bestieg dann mit Eli eine Droschke.

„Der Wagen kann warten,“ fuhr er fort, „ich lehre Sie nur ab. Auf längere Unterhaltung mit Tante Karla muß ich leider verzichten, da ich eine wichtige Operation vor habe. Ich bin nämlich Chirurg. Aber nichtsdestoweniger stehe ich mich außerordentlich auf unsre Tante Karla.“

Er schwand noch lustig weiter, während die Droschke die Karl-Friedrich-Strasse hinabfuhr und am Rondell in die Erbsengasse einbog. Vor einem hübschen Hause mit einem kleinen Vorgarten hielt sie.

„Warten Sie!“ rief Hoening dem Kutscher zu. Er stieg zuerst aus. Als er Eli helfen wollte, sah er, daß die Kleine plötzlich grünelich blaß geworden war. Sie sprang zur Erde, griff nach dem Herzen und legte sich auf das Trittbrett des Wagens. „Oh Gott, doch!“ rief Eli mit Schrecken.

„Was ist denn schon wieder los?“ rief Hoening. „Sie sind nicht wohl?“

„O ja doch,“ antwortete Eli; „ich habe bloß ein bißchen Angst.“

„Vor wem? Vor Tante Karla?“

Eli nickte stumm.

„Aber warum denn? Ich denke, Sie ist so reizend?“

Eli nickte abermals. „Ist sie auch... Aber — Sie kann auch böse werden. Und ich — das Folgende kam nur zögernd heraus — „ich bin nämlich — bin nämlich — davon gelassen.“

Doktor Hoening schlug die Hände zusammen. „Dovon gelassen?“ wiederholte er. „Wo denn? In Hause ausgehoben?“ Durchgebrannt?“

Eli nickte zum dritten Male. „Ich bleibe es da nicht mehr aus.“ sagte sie weinerlich.

Hoening schüttelte den Kopf. „Gut mal einer an,“ meinte er. „En'ach ausgehoben. Ja, fettes Kind, da garanter'ich nicht für Tante Karla. Immerhin möchte ich vorzulegen, daß Sie sich zu erheben verdrugen. Der Platz ist nämlich als Trittbrett gedacht und nicht als Sitz und dürfte Ihre Knie beschadigen. Ist sogar schon geschehen. Dessen Sie sich freundschaftlich ein bißchen, ich werde Sie abholen an, dann ist Tante Karla wenigstens äuerlich... So — und nun Kommt, liebe kleine Donna! Ich komme unbedingt mit zu Tante Karla. Wir wollen hier wie eine maedonische Phalanx entgegenziehen...“ Er ging mit Eli in das Haus... „Daram sind Sie denn gleich davongelaufen?“ fragte er. „Weil Tante Dorothée mich nicht studieren lassen wollte.“ entgegnete Eli, in der wieder der Trost zu erwarten begann. Doktor Hoening wurde immer e'kannter. „Studieren?“

— Sie wollen studieren? Was denn?“

„Das wech' ich noch nicht. Vorläufig wollte ich gern auf das Kaiserliche Wüßhändchen, weil man hier mehr lernt als bei einer Erbsen.“

„Wir aus der Seele gesprochen!“ rief Hoening. „Jetzt gefallen Sie mir noch besser als vorher. Wer lernen will und man hindert ihn, hat die Pflicht, über die Hindernisse fort zu kletteren. Mut, liebe Kollegin — ich werde Ihre Fürsprecher bei Tante Karla sein!“

Eli tippte auf ein Metallstück, auf dem drei Worte: „Pension Ehe!“ eingraviert waren. „Hier wohnt sie,“ sagte sie.

Doktor Hoening klingelte. „Ist Tante Karla zu sprechen?“ fragte er das öffnende Dienstmädchen, welche sie sich aber sofort: „Ach so — ich bin ein bißchen zerstreut! Wie heißt denn unsre Tante Karla gleich wieder, Fräulein Eli?“

„Fräulein Hagen,“ antwortete Eli.

„Wen darf ich melden?“ fragte das Dienstmädchen.

Hoening gab seine Karte ab und wurde mit Eli in das Spechzimmer gelassen. „Nun kann es losgehen,“ sagte er und zupfte an Rod und Weste. „Lassen Sie mich nur mit der alten Dame zuerst reden, Fräulein Eli. Nach dem, was Sie mir in aller Schnelligkeit erzählt haben, liegt die Sache dramatisch. Damit erzähle ich den besten Effekt bei der alten Dame. Alte Damen sind gewöhnlich starken Eindrücken zugänglich, während für ein Substante ihre Empfindungskraft nicht mehr auszureichen pflegt. Im gegebenen Moment kommt dann etwas Nahrung da, wofür, und wenn ich schließlich mit dem Fortschritt des Kochs auf die Bildung.“

Er mußte abbrechen, denn die Tür ging, und Karla trat ein. Ein Aufschrei — und noch einer — Eli flog ihr entgegen und hing sich an ihren Hals und jubelte und schlug, und auch über Karlas Wangen ließen die Tränen. „Mein Elchen — mein Lieb — mein Töchterchen,“ sagte sie leise, wie glücklich bin ich, dich wieder zu haben! Aber warum heißt du denn — das besprechen wir alles später...“ Sie wandte sich an Hoening: „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Doktor?“ fragte sie geschäftsmäßig.

Hoening zuckte etwas verlegen mit den Schultern. „Dienen — gar nicht. Ich hatte nur den Wunsch, Tante Karla zu sprechen — wie hieß sie doch gleich?“ stüßte er Eli zu.

„Aber das ist ja Tante Karla!“ rief Eli und krante in ihren Taschen nach dem Sackhütlein, ihre Träne zu trocken.

(Fortsetzung folgt.)

Kulturstätten.

Nach dem Lichtbilder-Vortrage von Dr. Schall in Probingal-Museum.

Halle, 5. März.

Schon in frühen, vorgeschichtlichen Kulturperioden haben die Menschen ihre Abhängigkeit von der Sonne, die Bedeutung dieser Licht- und Wärmequelle für alles Leben auf der Erde erkannt. Diese Erkenntnis findet ihren höchsten Ausdruck darin, daß bei zahlreichen älteren Völkern, vor allem aber bei den athenabreitenden, das lebenspendende Gestirn Luecke und Mittelpunkt ihrer mythologischen Vorstellungen ist, daß der Sonnenkultus, die Verehrung der persönlich gedachten Sonne bei ihnen eine hohe Ausbildung erfahren hat.

Vor allem bei der indogermanischen Völkerfamilie kann man den Sonnenkultus in seinen Anfängen und seiner Entwicklung bis in Urzeiten hinauf verfolgen. Eine der am besten erhaltenen Kultstätten ist der Sonnenempel von Stonehenge in England. Er ist zugleich Sonnenkultstätte und Zeitmesser. Er ist so angelegt, daß man von einem bestimmten Punkte aus genau die Stelle am Horizont ausgeben kann, wo die Sonne am Sommeranfangs den Tag über die Ährenfelder der gemäßigten Breiten. Mit ihrer Hilfe lassen sich nicht nur die Sonnenanfangszeiten zur Zeit der Sommer- und Winteranfangszeiten und Frühling- und Herbst-Tag- und Nachtgleiche, sondern auch die für die Mitte der Bieteljahre feststellen. Das Jahr ist darnach in acht Abschnitte geteilt. Ein bemerkenswertes Sonnenfesthalten ist ein Fund aus der älteren Bronzezeit, aus der Zeit um 1500 v. Chr. Es stellt die vergoldete Sonnenfingerringe dar, die von einem Kerde gezogen wird. Bedeutung verdient auch die Zeichnung auf einem altägyptischen Gefäß mit der Aufschrift Troja. Sie zeigt den Unterweltgott, der zugleich der Schmiedegott ist, wie er die Jungfrau Sonne einpersert. Ein Ritter sucht die Gefangene zu befreien.

Auf solche Vorstellungen sind die verschiedensten Sagen, Legenden und Märchen zurückzuführen, u. a. die Sage von Brunnhild und Siegfried, dem Drachentöter, der Mythos von Tor und die Freireisen, das Torwardenmärchen, die Legende vom heiligen Georg, die Georgslegende und Spiele, die Sage vom trojanischen Krieg — Helena ist die geängene Sonnenjungfrau —, von Perseus und Andromeda, von Theus und Melinda.

Im Mittelalter waren noch allgemein Spielbühnen verbreitet, bei denen eine von einem Drachen bewachte Jungfrau von einem Ritter befreit wurde. Besonders am die Ritterzeit wurden solche Spiele aufgeführt. Der Weilerfinger Hans Sachs hat den Text zu einem solchen Spiel befragt. Im Altertum war der Spielort der Spiele ein Weizen in einem Labyrinthgange. Die Labyrinthspiele waren aus Eimen hergestellt, oder in Italien ausgetrocknet. Sie finden sich vor bis in den höchsten europäischen Norden, bis ans Weiße Meer. Man nennt diese Labyrinth Troja. Die heutige Bevölkerung weiß nicht mehr von der Bedeutung dieser Gänge. Nur in Schweden hat sich die Ueberlieferung noch halbwegs erhalten; dort führt man noch heute Reigentänze in den Trojabergen vor.

Bei Etica in Ilustrate findet sich ein gut erhaltener Labyrinthgang. Bedeutungsvoll ist, daß er mit dem heiligen Georg geungenen Kirche des Ortes in Zusammenhang steht und von den Konstantininnen erhalten werden muß. In Deutschland nennt man solche Gänge auch Schwedenberg, Jergarten, Wunderberg, Wurmsäge. Im Mittelalter hießen gewisse Tänze Troja und die Tänzer Jergarten. Die Schwärzlinge der altgermanischen Jünglinge sind gleichfalls auf diesen mythischen Brauch zurückzuführen.

Bei den Labyrinthspielen sah in der Mitte des Labyrinths eine Jungfrau. Ein Held mußte auf einem Hof durch die weichen Ring überbringen und die Jungfrau durch die verschiedenen Gänge herausführen und so befreien. Die mythologische Bedeutung dieses Vorganges ist leicht zu verstehen: Der Weg der durch die nach außen immer größer werdenden Ringe geführten Jungfrau bedeutet das Überwinden der Sonne bis zur Sommeranfangsperiode. Auch bei Teichs nördlich von Halle hat ein Labyrinth erhalten. Es soll von einem Schärer eingestochen worden sein. In mittelalterlichen Handbüchern werden die Labyrinthspiele vielfach erwähnt, in Ringenormen finden sie bildnerische Verwendung. Auf Island, in England, Schottland und Irland nennt man die Labyrinthspiele.

Wielands, des Schmiedes. Labyrinthische Steinzeichnungen die sich in England vorfinden, werden Wälle von Troja genannt.

Ein indischer Fluss, eine indische Beschönigungsformel lautet: „Wäge er in die Halle des Tru geraten!“ Troja ist im Glauben der Indier ein böser Kaiser, der eine Jungfrau gefangen hält. Mythologisch hat Troja die Bedeutung von Fall; Troja ist der Fallstein. In mittelalterlichen Dichtungen ist Troja die Unterwelt, der Sitz der bösen Götter. In Schweden heißt ein noch heute geübtes Kinderpiel das TrojaSpiel. Wie sind findet sich in dem Spiel Hinein- und Hinaus, das in manchen Gegenden unter den Kindern weit verbreitet ist, der letzte Rest einstigen mythologischen Gedrauchs.

Alle Beschönigungen bestehen zwischen Nord und Süd, zwischen heiligen, mittelalterlichen und arcaischen Ausübungen und Spielen und reichen zurück bis in indogermanischen Mythos.

Das Werk des Dichters.

Vortrag von Professor Wolter in der Aula; veröffentlicht.

Mit einem Vorlage über dieses Thema hat die Kunstgeschichte ihre diesjährige Vorlesung über Kunst und Kunstgeschichte am Mittwoch Abend in der Aula der Schule begonnen. Der interessante Vortrag wurde in klarer, sachlicher Weise von Herrn Prof. Dr. Friedrich Wolter von der Berliner Universität durchgeführt. Der Redner führte ungezählt folgendes aus: Wir leben in einer Epoche, in der alles Alte kritisch, in der alles Neue gepachtet wird. Das heißt es Stellung nehmen für jeden denkbaren Menschen, Stellung zu den politischen sowie künftigen Problemen einer Zeit, aber auch Stellung zu den innigen Beziehungen, die den Dichter mit seinem dem innersten Erleben entsprechenden Wert erschaffen verknüpfen. Wie zum Leben überhaupt hat um eine Zeit leider auch häufig die tiefere Einstellung zum Werk des Dichters verloren, das wir jetzt be'rachten wollen. Die Einstellung da u. dann in doppelt so stark erfolglos: einmal betrachten wir sein Werk als sein Amt, seine Aufgabe, andererseits als das Mittel, diese Aufgabe durchzuführen. Der Dichter ist also zugleich Bilddner und Schaffer des Mittels zum Zweck; dabei darf man aber nicht vergeßen, daß Aufgabe nicht dasselbe ist wie bewußte Arbeit.

Die Gelehrten und die Staatsmänner stellen nur das Zahlbare, das mit Werten Ermessbare in Rechnung und bilden deshalb verständig auf den Künstler, der mit Impponderablen arbeitet. Sie stellen die Leistungen der Teile des Stoffes untereinander fest, wie er auch geschieht. Ein Schritt über die Konstatierung der Beziehungen hinaus würde sie in die Welt des Inneren führen; sie werden die Kraft, die im Unendlichen schimmert. Wir Menschen selbst sind das Mittel des Lebens, das in der Welt der Unendlichkeit, des Gestirns — nicht religiös — Jenseits sich abspielt. Das Auge unserer Seele ist der Spiegel für die Unendlichkeit der Welt.

Der Mensch wurde jedoch in der letzten Zeit immer mehr auf das Stoffliche-Materielle — vom stlichen Standpunkt aus betrachtet —, auf das Nützliche gedrängt. In dieser feilsch verengerten Welt hatte das Werk des Dichters keinen Platz mehr, es wurde nicht mehr verstanden. Die Künste waren gezwungen, sich in einem unvollständigen Raum abzuspielen, getrennt von Staat und Gesellschaft. In derartig ungunstigen Verhältnissen sieht die Kunst der letzten Jahrzehnte hin. Der Umfassung, die Revolution vor Naturnotwendigkeit, mußte eintreten. Man wandte sich wieder zur Natur, das ureigenste Erleben des Menschen in Staat und Gesellschaft. Jeder hat aber heute die Gesellschaft alles Hohe und Edle verloren, ist weiter nichts als der Wandrad niederen, geschäftsmäßigen Lebens. So kommt es, daß heute die ungeheure Gefahr einer Kunstablernung und Proletarisierung der Kunst besteht. Nicht der große Mensch selbst, sondern viele glauben sich schon zu sehen — es fehlen uns aber die Organe, ihn zu fassen.

Der Dichter hat das menschliche Nichts oder Nichts mit dem göttlichen All harmonisch zu vereinen. In diesem Sinne ist sein Werk stets Bruch mit der Gesellschaft, die ihre eigene Realität nicht sehen will. Der Stoff des Dichters ist